

## Altes und Neues über Unser Anklam.

Nach einem Vortrage, vor dem „Bund für Heimatschutz“ gehalten von Dr. J. W. Bruhier.

Unser Anklam ist zwar klein, aber durchaus keine Kleinstadt; es ist zwar in seiner Wirtschaft heute mehr denn je bedingt durch die ländliche Umgebung, aber durchaus keine Landstadt. Zwar zeigt das Antlitz der Stadt auch diese oder jene kleinstädtische, ja landstädtische Züge, aber diese beherrschen das Bild nicht, wie etwa das Kleinstädtische bei Ribnitz oder Friedland, oder das Landstädtische bei Büzkow oder Laffan. Soll ich die Eigenart von Anklam kennzeichnen, so würde ich sagen, Anklam könne gut jene in unserm deutschen Vaterlande jetzt nicht mehr häufigen Städte vertreten, die, von Anfang an zur Stadt bestimmt und als Stadt lebend, den Anschluß an die seit 1850 etwa gründlich geänderten Lebensbedingungen für die deutsche Stadt nicht recht gefunden haben und auf der damals erreichten, an sich verhältnismäßig bedeutenden Höhe stehen geblieben und inzwischen von anderen Städten weit überholt worden sind. Es geht Anklam ähnlich wie den Nachbarstädten Greifswald und Stralsund. Wie die stolze Stadt zum

Sunde, einst weitaus die bedeutendste von ganz Pommern, erst hinter Stettin, dann auch hinter Stolp zurückgeblieben ist, wie Greifswald hinter Kolberg und Röslin hat treten müssen, so mußte Anklam erleben, daß manches einst winzige Städtchen in Hinterpommern — Neustettin, Lauenburg, Gollnow — ihm in die Hacken trat, und daß eine lebenskräftige Neugründung wie Swinemünde es weit überflügelte.

Wer die Geschichte Anklams in den für die Entwicklungsmöglichkeit entscheidenden Jahrzehnten, den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, kennt, der weiß, daß die Stadt nicht schuldlos an diesem ihrem Geschick ist. Eigentümlicherweise sind es wirtschaftliche Bedenken gewesen, die den Aufschwung der Wirtschaft verhinderten. Leider ließen sich damals die leitenden Stellen bei ihren Entscheidungen in schwächerer Befälligkeit nur zu oft von Rücksichten auf kleine Sondervorteile dieses oder jenes einflußreichen Mitbürgers bestimmen. Längst war der Geist von der Bürgerschaft ge-

wichen, der vor grauen Jahrhunderten im Streben nach einem großen gemeinsamen Ziele jene mächtigen Bauten aufgetürmt hatte, vor denen man jetzt staunend mit der Frage steht: Wie war es nur möglich, mit so geringen Mitteln, mit so wenig Menschen das zu schaffen?

Vielleicht schlimmer aber als dieser Mangel an Gemeindrang in der damaligen Bürgerschaft war der Mangel an Ehrfurcht vor der Vergangenheit. Erbschaft verpflichtet zur Pflege des Erbes. Damals aber vertat das deutsche Volk ein überreiches Erbe auf das Leichtfertigste. Dieser Mangel an Gefühl für das Geschichtliche zeigt sich in Deutschland sonderbarer Weise gerade in der Zeit, wo es dem Höhepunkt seiner Geschichte zueilt und ihn am ewig denkwürdigen ersten September des Jahres 1870 erreicht. Für das deutsche Fühlen jener Jahrzehnte kennzeichnend ist der Ueberdruß an allem,

Was von Menschen nicht gewußt,  
Oder nicht bedacht,  
Durch das Labyrinth der Brust  
Wandelt in der Nacht,

und dafür die Eier nach handgreiflichem Gewinn und Genuß. So ging damals unendlich viel Gemütsnahrung verloren, aber sehr wenig, was die Seele hätte stillen können, kam neu hinzu. Man lese Wilhelm Raabe und Paul Lagarde, die Prediger in der Wüste! Erst seit der Jahrhundertwende ward es besser, auch in Anklam; und das heutige Geschlecht versucht nach Kräften, allerdings nicht überall glücklich, die Verfehlungen der Väter wieder gut zu machen. Leider sind die Mittel bescheiden geworden, während man früher aus dem Vollen hätte schöpfen können, ohne es zu tun.

Trotz allem hat die Stadt eine ausgeprägte Eigenart.

Hat man auf der Bahnfahrt von Sminemünde südpwärts die Brücke von Karnin hinter sich, so steigen aus der weiten, stillen Landschaft die beiden Anklamer Türme, wie Träume, um mit Theodor Storm zu reden: ein höchst stimmungsvoller Anblick, besonders am späten Nachmittage bei dunstigem Sommerwetter. Gar mancher, den der Schnellzug südpwärts entführte und dessen Blick die fernern Türme fesselten, die bis über Rosenhagen hinaus sichtbar bleiben, mag dabei jenes Sehnen nach dem jenseitigen Ufer gespürt haben, das wir mit Ibsen als ein Kennzeichen der nordischen Seele empfinden.

Ganz anders ist der Eindruck, den die Stadt auf den macht, der ihr mit der Bahn von Norden her naht. Jedesmal habe ich es wieder erlebt, daß die Mitreisenden überrascht und wie gebannt waren von dem Blick beim Ueberfahren der Peenebrücke. Leider ist mit der alten Zugbrücke ein großer Reiz dahin. Aber der Fluß mit seinem Leben blieb, das stattliche Rathaus, die wirksamen Türme, nicht zu vergessen den Wolkenkraker, der sich als Teil des Stadtbildes sehr gut macht. Man hat natürlich auch diesen Silo verkehrt: aber er ist ein Gewinn auch in künstlerischer Hinsicht.

In der Stadt selbst kommt das empfindende Auge durchaus nicht zu kurz. Ich nenne einige wichtige Standpunkte zur Gewinnung von hastenden Eindrücken: in der Peenstraße, am Rathaus, straßenaufwärts; am Markte von der „Traube“ nach der Nikolaikirche; am Neuen Markt durch das Steintor, besonders am späten Abend; an der Einmündung des kleinen Wass in die Klosterstraße nach der Heiligengeistkirche gegen Sonnenuntergang. Ueberhaupt diese Anklamer Sonnenuntergänge! Man kann begreifen, daß Eindrucksmaier für Anklam was übrig haben.

Sucht man aber Schönheit im Kleinen und Einzelnen, wie etwa in Neubrandenburg, Stralsund, Ribnitz — dann kommt man weniger auf seine Kosten. „Der Väter Sünden büßest du ohne Schuld“ (Hörax).

Doch rate ich ja zum Besuche der Nikolaikirche! Man achte auf das wundervolle Geläute, das seinesgleichen kaum findet! Künstlerisch wertvoll ist das Grabmal des Achim Rabe in der Marienkirche. Sehenswert ist im Festsaale des Gymnasiums die Ehrentafel für die im Weltkriege Gefallenen und ebenda wenigstens wegen Anordnung und Malweise das große Oelgemälde „1813“ von Eichstädt. Am Steintor muß ja jeder vorbei, der die Stadt besucht. Der Bau als Ganzes macht einen großen Eindruck, im Einzelnen aber enttäuscht er wohl manchen. Mit den wenigen erhaltenen Giebeln aus spätgotischer, Renaissance- und Barockzeit steht es ähnlich. Der auffällige Giebel Markt 13 enttäuscht, wenn man ihn sich genauer ansieht: er wirkt als Ganzes eindrucksvoll, ist gut gewollt und aufgefaßt, aber schlecht gekonnt. Wie ganz anders sind doch die beiden berühmten Giebel am Greifswalder Markt durchgearbeitet! Für mein Gefühl trägt

den Schönheitspreis der Renaissanciegebel des Hauses Peenstraße 17 neben dem Deutschen Hause davon. Sehr schön machen sich an vielen Häusern die Laubgewinde in Stuck im Stile Ludwigs des XVI., ein in Anklam bis tief in das 19. Jahrhundert hinein beliebt gebliebener Schmuck der Räume zwischen den Stockwerken.

Nun einiges zur Geschichte unserer Stadt.

Die Anfänge von Anklam verlieren sich in Nacht und Dämmer der vorgeschichtlichen Zeit, die für unser Pommerland mit dem Jahre 1124 abschließt, wo der Heilige Otto von Bamberg kommt, den Wenden das Evangelium und damit ungewollt dem altgermanischen Boden wieder das Deutschtum zu bringen.

Diese vorgeschichtliche Zeit wird noch heute von der öffentlichen Meinung allzu gerne hauptsächlich als „Wendenzeit“ gefühlt und aufgefaßt, was übrigens ja schon im 16. Jahrhundert der pommerische Herodot Kanzow tat. Dieser gefühlsmäßigen Auffassung muß mit aller Schärfe entgegengetreten werden, aus zwei Gründen: zunächst entspricht sie nicht dem höchsten Gebote der Wissenschaft, dem Wahrheitsstreben, und dann ist sie für unser Volk nicht ungefährlich, weil dadurch die uferlos schweifenden völkischen Ansprüche unserer polnischen und tschechischen Nachbarn unnötig gestützt werden.

Die Wendenzeit ist für unser Altvoerpommern nur ein vorübergehender Zwischenzustand gewesen. Ungezählte Jahrtausende vor ihr war dies Land rein germanisch, war es die Ostmark sozusagen des Urgermanen-, ja des noch ungeteilten Indogermanentums. Und wenn auch das Paradies der Menschheit nicht gerade in Trübsees gelegen hat, was die hemmunoslose Träumerei eine sonderbaren Schwärmers noch vor kurzem hat beweisen wollen: daß wir hier Heimatboden des Urgermanentums, ja der noch ungeteilten Indogermanen bewohnen, ist heutzutage kaum noch zu bestreiten. Erst jenseits der Oder ostwärts und jenseits etwa der Havel-Spree südwärts fand unser angestammtes Urblut, unsere Sprache und Gesittung die Grenzen gegen das Fremde. Anstatt also kurzfristig das Märchen von der alleinseligmachenden Wendenzeit nachzuerzählen, aber auch anstatt blöden Auges spöttisch auf die angeblich rückständige überlieferungslose Gesittung des Neulandes herabzusehen, wie das sovieler vom Zufall Hergewehnte tun, anstatt also ungerecht zu mißachten, wollen wir

dieser unserer weiträumigen, schweigenden, das empfängliche Gemüt heldisch anmutenden Landschaft jenes Gefühl entgegenbringen, das eine ehrwürdige Buchstelle (Gen. 28,17) in die Worte faßt: „Wie heilig ist diese Stätte.“

Im ersten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung verschoben sich Germaniens Grenzen ost- und südwärts; von einem neuen Ausstrahlungspunkte an der Weichselmündung aus, wohin skandinavische Germanen übergesetzt waren, drang dieses Ostgermanentum in Hinterpommern nach Westen; der damalige „Korridor“ nichtgermanischen Volkstums — Karpodaken nennt die Wissenschaft diese Menschen; es waren vielleicht Verwandte der heutigen Littauer, aber sicher noch keine Slaven — wurde schmaler und schmaler, bis endlich die Ostgermanen die Oder als Westgrenze erreichten und nun auf unsere Vorfassen, die östlichsten Westgermanen, stießen. Die Verwandtschaft muß sprachlich nach sehr groß gewesen sein — die Germanen haben sich noch um 600 unserer Zeitrechnung ohne Schwierigkeit alle untereinander verständigen können; gewisse Gegensätze aber haben bestanden und wohl auch in Fehden sich geäußert. Einen Nachhall davon meint man noch aus der alten Sage von Hilde, Hedin, Wate und Hagen herauszuhören, die hier in unsern Gegenden zu Hause ist: Hagen, der Fürst der Holmrugen, ist ein ostgermanischer Hinterpommer, Hedinso, wo die Schlacht stattfindet, ist Hiddensee, Wate, der Fürst der Helsing, gehört wohl in das Land, das von dem Chalufosflusse des alten Erdbeschreibers Ptolemaios durchströmt wurde, welcher Fluß bald mit unserer Peene, bald mit der Recknitz, bald mit der Warnow gleichgesetzt wird.

Wann die Germanen diesen heiligen Urboden verlassen haben, ist noch nicht sicher gestellt, wahrscheinlich aber gehört unsere Gegend zu den am spätesten verfremdeten Gebieten des nachherigen Wendlandes. Es sieht so aus, als wäre weniger, wie bei der germanischen Bevölkerung der Mark und Schlesiens, eine Auswanderung, als ein vernichtender Krieg von Germanen gegen Germanen die Hauptursache des vorläufigen Verlustes der westlichen Ostseeküste an die Wenden gewesen. Erst 595 — die eigentliche Völkerwanderung ist vorbei — wird von den Franken das Reich der germanischen Warnen zerstört, die wohl ziemlich sicher in Mecklenburg unterzubringen sind, wo Namen wie Waren, Warnow

noch an sie erinnern, die vielleicht aber auch noch weiter nach Osten hin sich erstreckt haben können.

Wohl nicht länger als 500 Jahre haben die Wenden dieses unser Land besessen. Die Zeit genügte, um die germanischen Züge aus dem Antlitz des Landes zu tilgen: Flüsse und Auen, Siedelungen und Oeden nahmen wendische Namen an. Bemerkenswert bleiben allerdings die Versuche der neuzeitlichen strengen Wissenschaft, auch in der vielfach nur erst angeritzten reichen Erzschrift der Ortsbezeichnungen, besonders der Flurnamen, nach Vorwendischem zu spüren; ein gefährliches Gebiet, weil der, der es betritt, bislang von der zünftigen Wissenschaft meist nur mit Achselzucken und mehr oder weniger spöttisch verzogenen Mundwinkeln betrachtet wird.

Auch unser Anklam trägt solch einen verdächtigen Namen. Ich will, hier nicht mit der Flut von Vermutungen kommen, die die Erklärung dieses Namens schon verursacht hat. Der Name spottet vorläufig jeder Deutung, die übliche knüpft an das Slavische an, wonach Anklam *na chlum* „an der Höhe“ bedeuten soll. Wäre ganz schön, wenn es nicht so was wie Lautgefesse gäbe, die einen sachlich nicht gebildeten Namensforscher ja weiter nicht stören, aber für einen, der was auf seine Junstwissenschaft hält, doch noch zwingend sind. Lautgefeslich wäre *na chlum* für keine einzige der vielen urkundlich bezeugten Schreibungen des Ortsnamens möglich, und damit fällt denn dieser Deutungsversuch als unmöglich unter den Tisch.

Auffallend ist, daß für den Ort zwei Namensformen nebeneinander hergehen, die aneinander anklingen, aber sich doch ziemlich scharf voneinander abheben. So weit ich die Urkunden selbst übersehe — und mannigfache Erfahrung zwingt mich leider dazu, noch nicht selbst nachgeprüfte Urkunden für alles Lautliche mit großer Vorsicht zu verwerten; die allerältesten Urkunden habe ich aber noch nicht selbst nachgeprüft —, soweit ich also selbst die Urkunden gelesen habe und dafür einstehen kann, hat sich mir ergeben, daß die Schreibung *Tangliu*, mit *T* am Anfang, mit *g* und *i*, nur in lateinischen, die Schreibung *Anklem*, wechselnd mit *Anklam*, wofür erst seit 1505, nun aber für immer, *Anklam* gebraucht wird, nur in niederdeutschen Niederschriften begegnet. Schon danach ist es höchst zweifelhaft, daß das anlautende *t* der lateinischen Form das niederdeutsche

Vorwort *t* to sein könnte; ganz abgesehen davon, daß, auch wenn dem so wäre, dieses Vorwort nicht so, als bloßes *t*, sondern sicher mit dem vollen Selbstlauter und, was wichtiger ist, mit dem Geschlechtswort verbunden, also in der Form *tom*, erscheinen müßte, entsprechend *tom Sunde*, *tom Grypeswolde*, *tom Grypenberge*, *tom Bower* (Bauer bei Laffan), *tom Jesere* (Jeefer bei Greifswald), *tom Stolpe*, *tom Goreke* usw. Ich kann den Namen vorläufig durchaus nicht erklären; weder aus dem Wendischen, noch aus dem Deutschen.

Dabei wird der Name verhältnismäßig jung sein, denn es besteht die allergrößte Wahrscheinlichkeit, daß jene bedeutendere wendische Siedelung, die an dieser Stelle gelegen haben wird in dem Zeitpunkte, wo der Vorhang vor unserer Gegend aufgeht, einen ganz anderen Namen trug, nämlich *Groswin*. Dieses *Groswin* ist kurz nach 1120 von den Polen völlig zerstört worden; die Stätte hat Jahrzehnte lang wüste gelegen, bis Neusiedler kamen, diesmal deutsche, und den Ort gründeten, der seit 1243 in den Urkunden als *Tanglim*, seit 1264 als *Stadt* (*civitas*) erscheint.

Urkunden aus ältester Zeit sind spärlich; das älteste erhaltene Stadtbuch beginnt 1403, sein oft erwähnter Vorgänger ist leider verloren. Aber wo Menschen schweigen, reden die Steine: und sie reden eine ziemlich verständliche Sprache.

Aus dem erwähnten Stadtbuche, das von 1403—1537 reicht und ein lückenloses Bild der Bebauung des Stadtbodens gewährt, geht ohne Zweifel hervor, daß 1400 die ganze Altstadt schon in genau derselben Ausdehnung dicht bebaut war wie heutzutage. Bei genauerer Prüfung und Einföhlung gewinnt man nun die sichere Ueberzeugung, daß diese völlige Bebauung des Stadtbodens schon damals ein altüberkommener Zustand war. Nirgends verspüren wir mehr jenes Unfeste, jenes Tastende, das für die Anfangszustände einer städtischen Siedelung so kennzeichnend zu sein pflegt und das man z. B. aus den ältesten Stadtbüchern von Stralsund so deutlich herausfühlt, die uns ja noch in das 13. Jahrhundert zurückführen. Einige Beweise dafür, daß wir 1400 mit einem längst abgeschlossenen festen Zustande zu rechnen haben, bieten gewisse Ortsbenennungen. Wenn schon 1404 das *Neutor* diesen Namen trägt und zwar in

Fassungen, die deutlich beweisen, daß diese Bezeichnung damals schon alt war, so müssen die anderen Tore, zu denen so gegensätzlich man dieses benennt, schon alt gewesen sein, ganz abgesehen davon, daß das Bedürfnis nach einem neuen Tore eine gewisse lange Zeit voraussetzt, wo ein Reutor noch nicht bestanden hat. Weiter tragen Burgstraße und Burgtor ebenfalls schon 1404 solche lateinische Benennungen (calva urbis „Tor der Stadt“), daß man daraus schließen muß, daß man damals das „Burg“ in diesen Benennungen nicht mehr in seiner ursprünglichen Bedeutung verstand.

Weiter aber zeigt die genaue Prüfung des Stadtbuches, daß fast ausnahmslos schon 1400 die Straßenzüge genau so verliefen, wie heute. Die Grundstücke sind sogar in Kleinigkeiten schon damals dieselben wie jetzt. Die Bauten selbst sind andere, der Bauplatz ist derselbe geblieben. Wir finden da nur eine Erfahrung bestätigt, die August Meitzen in seinem wertvollen Werke über germanische Siedelungen ausspricht, daß Raine und Wege die ältesten Urkunden sind.

Danach haben wir, angeichts der außerordentlichen Regelmäßigkeit des Liegeplanes einerseits und seiner auffälligen Ähnlichkeit mit den Plänen anderer Hansestädte — z. B. Greifswalds — andererseits den sicheren Schluß zu ziehen, daß die Stadt Anklam, wie sie jetzt liegt, eine planmäßige deutsche Neugründung ist und sehr wahrscheinlich in einer Art amerikanischen Wachstums den Raum auszufüllen verstand, der von den Gründern für die Innenstadt vorgesehen war. Dabei wird man aber doch annehmen können, daß der östliche Stadtteil, etwa das Brüderviertel, etwas später bebaut worden ist, als der Westteil um die Marienkirche. Denn als Anklams Ackerflur 1275 zu dem Olden Felde noch das Rige Feld, östlich der Stettiner Landstraße, hinzugewann, indem die Stadt eine auf dem Gelände liegende Dorfflur Tuchow ankaufte und dies Land in meist kleinere Aecker — nicht in Hufen, wie das Olde Feld — zerlegte, bekamen fast nur Grundstücke in dem Brüderviertel einen Anteil daran, weil sie eben bei der Aufteilung des Olden Feldes noch nicht berücksichtigt zu werden brauchten. Da die Einwohner des Dorfes Tuchow 1284 den ruhigen Weiterbesitz ihrer Ländereien zu Stadtrecht zugesichert bekamen, das Dorf aber selbst spurlos verschwindet, darf man annehmen, daß diese Tuchower in die Stadt gezogen

sind und den Kern der Bevölkerung des Brüderviertels abgegeben haben.

Ich sprach von der auffallenden Regelmäßigkeit des Liegeplanes der Stadt: Rechtecke wie in Mannheim oder amerikanischen Städten. Davon weicht aber ein Straßenzug bedeutend ab: die Heiligegeiststraße mit ihrer nordöstlichen Fortsetzung, der Bachhofstraße. Dieser Straßenzug verläuft statt ostwestlich, wie die anderen, nordost-südwestlich. Aber noch mehr: etwas nördlich von diesem Straßenzuge biegen alle die senkrecht darauf stoßenden Straßen deutlich leicht nach Nordwesten aus. Das muß einen anderen Grund haben als künstlerisches Bedenken. Ohne Zweifel wirkt diese leichte Schwingung für unser Schönheitsempfinden reizvoll, besonders beim Ausblick in die Peenestraße; aber das ist die Folge, nicht die Ursache. Was kann das nun für ein Grund sein? Etwa Rücksicht auf den Verkehr? Wollte man die nach ihrer Anlage süd-nördlich streichenden Straßen in nicht zu spitzem Winkel auf die Peene auslaufen lassen, da der Fluß hier von Südwest nach Nordost fließt? Das ließe sich hören. Aber der auffallende Verlauf der Heiligegeiststraße erklärt sich so nicht. Sieht man nun auf den Stadtplan, so erkennt man deutlich, daß die Heiligegeiststraße genau in der Richtung der Peene verläuft. Das halte ich nicht für Zufall. Es muß einmal eine Zeit gegeben haben, wo die Grundstücke an der Nordseite dieser Straße bis zur Peene reichten, und die Laufrichtung des Flusses die der Straße bestimmte. Nun heißt der Teil der Heiligegeiststraße von der Burgstraße ab westlich im 14. und am Anfang des 15. Jahrhunderts noch Gerberstraße: Gerber aber sind an Wasser gebunden.

In dieser Nordwestecke der alten Stadt finden wir weiter einen ganz eigentümlichen Straßennamen bis ins 17. Jahrhundert hinein am Leben: dat Land tho Lögen oder Löge; man denkt an die Lütizer, deren Namen in Loitz weiterlebt. Der Name sieht weniger nach einem Straßennamen, als nach der Bezeichnung einer Gegend aus.

Schließlich sehr auffällig ist, daß in dieser Stadtgegend früher die Burgstraße in einer uns ganz unnötig scheinenden Brücke über die Peene führte. Das Bedürfnis nach zwei Brücken ist durchaus nicht vorhanden, wo beide sich so nahe liegen, nur einen starken Steinwurf voneinander

ab. Sucht man eine Erklärung, so kann die nur zu dem Schlusse führen, daß die Burgbrücke die ältere ist. Ich halte sie in der Anlage wenigstens für die Brücke, ohne die auch das alte wendische Groswin nicht ausgekommen sein wird. Und erklärt sich so denn nicht auch das räthelhafte „Burg“ in dem Straßennamen? Groswin hatte ja eine Burg, oder besser, war in der Hauptsache nur eine Burg.

Ich schließe nun so. Das noch nicht zerstörte Groswin der Wenden lag auf dem Gebiete der vier unregelmäßigen Häuserwürfel zwischen Packhofstraße im Osten und Südosten, Bollwerk und Mauerstraße bis zur Synagoge etwa nördlich und westlich und Heiligegeiststraße südlich, zog sich wesentlich dem Fluß gleichlaufend hin und führte in der Burgstraßenbrücke über die Peene. Die Burg von Groswin mag mit dieser Brücke im nahen Zusammenhang an der Nordostecke der Burgstraße gelegen haben. Nach der Zerstörung durch die Polen siedelten sich die wenigen Wenden, die den Untergang von Groswin überlebt hatten, im Land tho Lözen wieder kümmerlich an; die deutschen Neusiedler aber legten ihre Gerbereien dem noch erkennbaren alten Straßenzuge des zerstörten Groswin folgend an und behielten auch die Richtung der Vorläufer der Packhofstraße, sowie der unteren Brüder-, Peen- und Burgstraße bei, als sie später diese Gegenden an die weiter südlich liegende deutsche Neugründung anzuschließen versuchten. Da die Straßen dieser Neugründung aber mit Rücksicht auf die Kirchenachsen streng ostwestlich und senkrecht darauf nord-südlich verliefen, entstand nun an den Verwachsungsstellen jene leichte Westschwingungen der nördlichen Straßendenen, über die ich vorhin sprach. Die Wendenbrücke blieb vorläufig auch noch im Gebrauch; weil aber die neue Siedlung die Peenstraße begünstigte, entstand ihr schon im 14. Jahrhundert die Nebenbuhlerschaft der Peenstraßenbrücke, wodurch die Burgbrücke ihr Daseinsrecht verlor.

Die älteste deutsche Bevölkerung wird aus Holstein und besonders aus Westphalen gekommen sein. Im Laufe der Zeit erfolgte eine starke Einwanderung vom Lande her. Anfangs schaut die Stadt nach West und Nord; noch 1400 sind Reil- und Peenstraße die wichtigsten Zufuhradern und tritt besonders das Stolper Tor am stärksten hervor. Erst im Laufe des 15. Jahr-

hunderts gewinnt die Steinstraße und das Steintor an Wichtigkeit.

1400 haben auch die Vorstädte schon zu entstehen begonnen. Vor dem Stolpertore lag einst St. Jürgen, an der Landstraße nach Friedland die Kapellen zum heiligen Kreuz und zu St. Peter und Paul, links vom Steintor die Kapelle zu St. Jakob, auf dem Peendam die Kapelle zu St. Gertrud. In der Stadt selbst waren neben den beiden großen Pfarrkirchen zu St. Marien und zu St. Nikolai und der Kirche zum heiligen Geiste an Gotteshäusern noch vorhanden: die Klosterkirche, dort wo jetzt die Grundstücke 19 und 20 der Brüderstraße liegen, durch einen Kreuzgang mit dem Kloster selbst — jetzt Brüderstraße 17 und 18 — verbunden; die Kapelle zum heiligen Leichnam in der Baustraße und schließlich in derselben Straße neben dem Pfarrhause im sogenannten „Tempel“, dem Absteigehause der Cisterziensermönche von Stolpe, eine nichtöffentliche Kapelle: im Ganzen 11 gottesdienstliche Gebäude. Außer beim Tempel wird bei allen diesen Gotteshäusern Kirchhof erwähnt; über die Bouter schweigt das Stadtbuch. Doch kann man nehmen, daß erst nach 1412 St. Jürgen Kloster, der heilige Leichnam und St. die eigentliche Kirchengebäude erhalten haben. leicht bedeutsam ist eine Eintragung, monach 1404 St. Nikolai noch capella heißt, obwohl die Pfarre als solche schon im 14. Jahrhundert erwähnt wird; dem Baustile nach ist ja die große Kirche von heute in der Hauptsache erst im 15. Jahrhundert erbaut. Die Marienkirche ist, so wie sie steht, eine unfertige und nachträglich im 15. Jahrhundert durch die Chorerweiterung böse verschandelte Anlage. Sie war ursprünglich auf zwei Türme, wie ihre Schwestern in Lübeck und Stendal, berechnet. Nur die beiden Pfarrkirchen und die erst im 18. Jahrhundert neu aufgeführte, jetzt zu Wohnzwecken umgebaute Heiligeistkirche sind von diesen 11 Gotteshäusern erhalten geblieben. Eine schöne katholische Kirche romanischen Stils kam aber 1901 hinzu.

Das Steintor wird gegen Ende des 14. Jahrhunderts erbaut sein und erst dieser Neubau den Namen erhalten haben, den er jetzt trägt. Sein Vorgänger hieß Roppentor, ein Name, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch viel gebraucht wird, dann aber ganz verschwindet.

Der jetzt sogenannte Pulverturm heißt im Stadtbuche Wagentorn, diente also als Gefängnis. Er ist wohl erst nach dem Jahre 1412 erbaut.

Abgesehen von den beiden großen Kirchen, dem Steintor und dem Pulverturm, stammt kein Baumerk Anklams noch aus dem eigentlichen Mittelalter. Auch die wenigen erhaltenen gotischen Giebelhäuser sind nicht älter als das 16. Jahrhundert. In Grundmauern hat sich allerdings manches Ältere bis heute erhalten. So ist das große Nord-Eckhaus der Frauen- und Mägdestraße z. T. sehr alt, aber nie ein öffentliches Gebäude gewesen, wie man früher vermutete — man dachte an ein Nonnenkloster; Nonnen aber sind in Anklam nie sesshaft gewesen —, sondern war seit 1403 wenigstens immer nur ein Bürgerwohnhaus. Wohl aber war das gegenüberliegende Eckgrundstück in öffentlicher Hand: es war das Krankenhaus. Neben ihm lag, der Marienkirche gegenüber, die schon 109 und noch 1532 erwähnte Marienschule und ist nachher, vielleicht gelegentlich der Kirchen-

Reinigung; eingegangen, während die 1405 zuordentlich pähnte Nikolaischule auf einem und einerseits Grundstücke bis 1811 als Gelehrten-Platz standen hat, dann zur Mittelschule herabgewaldigt wurde, aber im Jahre 1847 als Gymnasium wieder erstand, zunächst noch für 4 Jahre auf dem uralten Grundstücke, um 1851 in den Neubau an der Wollweberstraße überzusiedeln.

Auf dem Markte sah es um 1450 wesentlich anders aus als heute. Denn wie in Greifswald wurde er durch das Rathaus in zwei ungleiche Teile zerlegt. Nördlich vom Rathause lagen weitere städtische Gebäude, die Wage und die Münze, vielleicht auch schon, wie später, die Apotheke, die allerdings nicht erwähnt wird. An der Nordwestecke dieser Gebäudeansammlung stand der „Rake“ oder wie man später sagte, der Pranger. Umgeben waren diese städtischen Bauten von einem Kranz von Verkaufsbuden, den sogenannten Scharren, meist Fleischscharren, aber auch Brotscharren werden erwähnt. Die genaue Lage dieser Buden ist nicht festzustellen, doch finden wir sie für die Nord- und die Westseite sicher bezeugt. Der freigebliebene Platz im Norden dieser Anlagen diente als Fischmarkt.

Das Rathaus ist 1525 Dienstag nach Reminiscere abgebrannt. Er wurde an derselben Stelle in sehr kurzer Zeit wieder neu aufgeführt,

scheinend aber nicht allzu haussicher; denn 1774 klagt Stavenhagen in seiner Anklamer Chronik, daß der Rathhausturm bei jedem starken Winde einzustürzen drohe. Der Bau muß aber einen reizvollen Anblick gewährt haben; besonders gerühmt wird der Ostgiebel. Friedrich Wilhelm IV. soll ihn sogar für einen der schönsten erklärt haben, die er je gesehen. Sehr zum Verdruß dieses kunstfönnigen Fürsten ist dann in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts der Bau abgetragen worden. Die Kellerräume sollen noch vorhanden sein, und ängstliche Gemüter sprechen manchmal von der Möglichkeit, daß eines Tages einmal das Pflaster nachgeben und die Landwagen, die an den Sonnabenden dort dicht gedrängt stehen, in die Unterwelt versinken könnten; auch munkelt man von einem unterirdischen Gang, der vom Markt bis zum Hohenstein führen soll: ein Tunnel also, der nur wenig kürzer wäre als der längste im Deutschen Reiche.

Durch den Abbruch des Rathauses und seiner Nebengebäude hat der Markt als Platz sicher gewonnen. Und ich glaube kaum, daß der Anblick des alten Rathauses wertvoller gewesen ist, als der heutige freie Blick etwa von der Traube über den außerordentlich gut wirkenden Platz.

Das Grundstück Nr. 19 gerade in der Mitte der Westseite, heute mit Nr. 20 unter einem Dache vereinigt, wird 1450 von einer vornehmen Bruderschaft als Burse erworben und führt seitdem den stolzen Namen de Steenborg. Auf der Südseite finden wir in der Osthälfte des großen Grundstückes Nr. 24 seit den 60er Jahren des 15. Jahrhunderts das Vereinshaus der Gewand-schneider, bekanntlich der vornehmsten Kunst; es wird bald um das ostwärts angrenzende Grundstück, jetzt die rechte Hälfte vor Nr. 25, vergrößert. Dieses Haus führt den eigentümlichen Namen „de Gumen“ und „ist bis spät in das 17. Jahrhundert hinein das beste „Lokal“, würden wir heute sagen, der alten Anklamiten gewesen, sozusagen der Vorläufer der „Traube“, die um ein Grundstück weiter nach Osten liegt. An anderen Vereinhäusern werden gelegentlich genannt die Bornholmsche Burse, für die Bornholmfahrer, neben der jetzigen Loge in der Wollweberstraße, dann die Wollweber-burse an der Nordwestecke der Neutorstraße; das einst gewiß vornehme Gebäude endete 1890 als verwahrlostes Armeleutehaus unter dem Namen „de grise Hund“.

Krieg und Brand sind oft verheerend über die Stadt gekommen, immer hat sie sich wieder erholt, im Mittelalter mit erstaunlicher Lebenskraft, in der Neuzeit zaghafter. Der Riesenbrand von 1376 legte die ganze Stadt in Asche bis auf die Marienkirche und einige Häuser in jener Gegend: dreißig Jahre später gibt es in Anklam kaum noch eine wüste Stätte. Aber als 1659 die Heiligegeistkirche und 100 Häuser niederbrannten, dauerte es fast 80 Jahre, bis die Wüstungen bebaut waren, und wenn jetzt ein Haus abrennt oder abgebrochen wird, schließt man die unbebaut bleibende Stelle durch eine Mauer von der Straße ab und begnügt sich mit einem Torweg: Heiligegeiststr. 1, Burgstr. 9, Brüderstraße zwischen 55 und der Ecke.

Ich möchte meine anspruchslosen Bemerkungen mit einer Beobachtung schließen, deren Richtigkeit die Eingefessenen bestätigen werden. Solange der Anklamer zu Hause ist, zieht es ihn in die Fremde. Er mäkelte und schmälert nur allzugern an seiner Stadt und seinen Mitbürgern herum. Ist er aber in der Fremde, dann ergreift

ihn wieder die Sehnsucht nach der Stadt mit den schlanken Türmen.

Es sind über 30 Jahre her, da geriet ich auf der Heimfahrt nach Greifswald abends mit einem Reisegefährten ins Gespräch. Er war ein Anklamer, aber seit langen Jahrzehnten in Antwerpen ansässig, hatte sein Hochdeutsch gänzlich, sein Platt ziemlich verlernt, und wir unterhielten uns, er in fließendem Flämischem, ich holländisch, was ja meine Muttersprache ist. Rührend war es, wie dieser aus seinem Volke entwurzelte Mann Worte der innigsten Liebe für seine Vaterstadt fand, wie er im Vorgefühl des baldigen Wiedersehens die Stätten feierte, wo er einst Jugendglück genossen hatte. Er kannte in der Stadt niemand mehr; die Seinen lagen längst auf dem Kirchhofe: aber die Stadt selbst, hoffte er, sollte ihn begrüßen wie ein lieber Jugendfreund. Möge seine Enttäuschung nicht allzugroß gewesen sein! Selten findet man ja am Sehnsuchtsufer das, was man dort erwartungsvoll gesucht hat.